

(Nachdruck verboten.)

## 81 Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von W. Korolentko.

„Wir schwiegen beide.

„Das Gespräch fand, wie ich schon sagte, eines Abends vor meinem Hause auf der Treppe statt . . . Ich entsinne mich, man läutete gerade zur Vesper. Kurz darauf kam Herr Budnikow aus dem Thore heraus, so aufgepumpt, wissen Sie, in gerader Haltung . . . vergnügte Zufriedenheit in seinem ganzen Wesen. Es roch förmlich nach diesem Vernünftigen einer erfüllten Pflicht, die nicht allzu schwer war. Ich erinnere mich, daß seine Erscheinung mir unangenehm war, während sich Rogow's Gesicht plötzlich veränderte . . . Er sprang von seinem Platz, nahm eine theatralische Pose an, zog den Hut ab und sagte: Herrn Budnikow Simeon Nikolajewitsch, dem zur Abendmesse Schreitenden, heut Wanja Rogow seine ehrerbietigste Hochachtung! Dann lüftete er den Hut so mit einer schwingvollen Geste und begann aus der bekannten Romanze zu singen:

Ich bin zu schwach, zu schwach zum Beten,  
Ach bete, lieber Freund, für mich! . . .

„Diese Hanswursterei verletzte mich sehr. Eben war dieses Gespräch . . . und da beleidigt er in meiner Gegenwart einen Menschen und dazu in einem Gefühle, das auf alle Fälle und von jedem Gesichtspunkte aus volle Achtung verdient. Auch vor Budnikow war es mir peinlich. Da kam bald danach auch Helene aus dem Thore heraus und ging ebenfalls in die Kirche. Und Rogow rief ihr zu:

Die reizende Ophelia! — Rumphe, schließe  
In dein Gebet all meine Sünden ein.

Das erboste mich aufs äußerste. Nun, Budnikow, das ist doch ein Mann, so zu sagen mit Sonderheiten, aber Helene, — dieses schuslose und hilflose Geschöpf. Sie schrumpfte förmlich zusammen unter diesem frechen Blick und den frechen, wenn auch ihr unverständlichen Worten, und ging mit eiligen Schritten zur Kirche. Hören Sie mal, Rogow! Schämen Sie sich nicht? Und dann muß ich Ihnen sagen, wenn Sie mich weiter aufsuchen wollen, muß ich Sie ergebenst ersuchen, sich anständiger zu benehmen . . .

„Er wandte sich zu mir und ich sehe in seinen Augen diesen besonderen Ausdruck der schmerzlichen Wut. Er ist bereit, auch mich zu beißen.

„Ich wollte diese meine Schrofheit etwas mildern und sagte: Sehen Sie, Rogow, Sie kennen das Verhältnis dieser Leute nicht und erlauben sich, sie zu beleidigen.

„Er schaute mich ironisch an und sagte: Sie meinen wohl dieses Idyll? Der tugendhafte Herr Budnikow macht das Glück zweier Herzen zurecht. Da kommt ja auch zur rechten Zeit Sawrilo! Und wirklich kam Sawrilo aus dem Hofe heraus und schaute der sich entfernenden Helene nach. Rogow blinzelte ihm so widerlich zu und klopfte ihm auf die Schulter: „Ich gratuliere, Sawrilo,“ sagt er, „zu den abgelaufenen herrschaftlichen Stiefelsohlen . . . ein kluger Kerl bist du . . . Du weißt wohl, wo der beste Platz am Ofen . . . Gib' nur Obacht, daß dir nicht die gnädige herrschaftliche Frau derweile . . . Uebrigens kannst du auf meinen juristischen Beistand rechnen.“ Ja, merkwürdig, wie diese Cyniker mitunter den Nagel auf den Kopf treffen . . . Nur eines können sie in der menschlichen Natur nicht sehen, dafür aber haben sie für alles andre, so zu sagen, für die ganze schmutzige Seite, den echten Katzenblick im Dunkeln. Scheinbar wußte Rogow schon alles. Vielleicht wußte er schon damals von den Losen und hatte Sawrilo im Verdacht habgieriger Absichten. Er ging auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter . . . Jener, wissen Sie, ein gutmütiger Mensch, fühlte doch offenbar diese Verachtung heraus . . . Er wurde plötzlich böse und gab Rogow so einen heftigen Stoß. Dieser fiel fast hin. Dann lachte er und schlenderte mit wilder Ungebundenheit über das Pflaster. Als er bei mir anlangte, blieb er stehen und sagte: Ja, verehrter Pawel Semjonitsch . . . schon längst wollte ich Sie fragen: Haben Sie nicht gelesen . . . Bei Xenophon

kommt da so ein Gespräch zwischen Alkibiades und Perikles vor . . . wenn Sie es nicht gelesen haben, empfehle ich es Ihnen entschieden, es ist zwar in einer toten Sprache, aber sehr lehrreich.

„Und er ging fort, ein häßliches Lied singend.

„Einige Zeit darauf suchte ich diesen Dialog heraus. Was soll denn das sein, dachte ich. Ja, wissen Sie, ein schweres Stück, aber ein kräftiges. Die Sache ist ungefähr so: Einmal kam Alkibiades zu Perikles. Perikles, stellen Sie sich vor, war zu dieser Zeit schon ein bejahrter Mann, umgeben von allen bürgerlichen Ehren. Er hatte halt Verdienste, in seiner Vergangenheit und — wie soll ich sagen, die Gloriole der Tugend. Vielleicht wissen Sie, schon so ein Bäumlein und so weiter. Nun, und Alkibiades war so ein Wüstling, ein liederlicher Kerl, ein Bummel . . . mit den kleinen Athenerinnen, wissen Sie, machte er da Skandale, bekanntlich hieb er allen Hund die Schwänze ab . . . und auch mit der Tugend nahm er es nicht so genau. Nun, da kam also dieser lasterhafte Junggeselle zu dem tugendhaften Perikles und sagte: Hör' mal, Perikles, du bist doch ein Mann von Tugend vom Kopf bis zur Beh. Ich aber treibe mich da ohne Zweck herum und aus lauter Langeweile reiße ich da alle Säulen aus dem Boden heraus. Die Mitbürger sind unzufrieden. Lehre mich die Tugend und löse alle meine Zweifel. Ich werde fragen und du, sagte er, erkläre. Perikles war selbstverständlich einverstanden, sogar froh darüber. Warum sollte er denn nicht einen jungen Mann belehren? Vielleicht wird er doch solid. Gut, sagt er, frage. Jener fragte, Was ist denn die Tugend und wie wird man deren habhaft? Perikles lächelte nur, selbstverständlich: Ehre, sagt er, die Götter. Erfülle, sagt er, die Gesetze und damit ist die Sache erledigt. Bei jenen, wissen Sie, waren sie zu dieser Zeit unantastbar: Das Gesetz und damit basta! Freilich, sagt er, ohne den geringsten Zweifel, die Gesetze zu achten ist die allererste Pflicht des Bürgers und des Menschen. Nun, vorzüglich, entgegnete ihm darauf der junge Mann. Jetzt sage mir nur, welche Gesetze ich erfüllen muß: Die guten oder die schlechten? Jener, wissen Sie, hat sich sogar ein wenig beleidigt gefühlt. Ist es ein Gesetz, so ist es schon an und für sich gut, darüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Nein, sagte Alkibiades, warte mal, sei nicht böse . . . Zu dieser Zeit gerieten nämlich bei ihnen schon alle diese Grundgesetze ins Schwanken. Parteien, Zwist. Die einen raubten die andern aus. Verbannungen. Ostracismus. Murrpatoren kamen zum Vorschein, Diktatoren . . . War einmal die Verwirrung da, so tauchte bald der eine, bald der andre auf und verfaßte Gesetze zu seinem, seiner Freunde und Verwandten Gebrauche . . . Die alten Götter sind ganz konfus geworden, murmeln, Gott weiß was, gar nicht zur Sache. Kurzum, das Klare im Leben wurde unklar: Das Gleichgewicht ist schon nicht mehr da, die von allen anerkannte Wahrheit ist abhanden gekommen . . . Eine Verjüngung that not. Wolken bedeckten, so zu sagen, den Himmel und die leitenden Sterne, weiß Gott, wo sie waren. Also, fragte Alkibiades: Welche Gesetze, sagt er, soll ich erfüllen, diejenigen, die das Gute, oder die, die das Schlechte vorschreiben? Freilich, sagt er, die das Gute. Wie kann ich aber erfahren, welche die guten sind? Was giebt es da für Merkmale? Erfülle halt alle, das Gesetz wird auch darum geschrieben . . . Folglich auch die, die durch die Gewalt der Tyrannen aufgestellt sind? Nun, die gerade nicht, aber, sagt er, die gesetzlichen Gesetze, so zu sagen. Nun gut. Wenn zum Beispiel die Minderheit die Mehrheit zu ihrem Vorteil vergrößert, gelten solche Gesetze? Nun nein! Und wenn die Mehrheit die Minderheit offenbar zu ihrem Vorteil und im Widerspruch mit der Gerechtigkeit vergrößert? Sie sehen, wohin er hinaus will: Neuzere Merkmale braucht er nicht, sondern zeige es ihm so, daß er die gesellschaftliche Wahrheit, so zu sagen, die höhere Wahrheit, die Wahrheit des Lebens, das Heiligum innerlich empfindet . . . Nun, da konnte schon Perikles nicht viel sagen. Und nicht nur Perikles . . . Die ganze Lebensordnung war auf die Sklaverei, auf die bewußte Unwahrheit gestellt . . . Die Religion verlor ihre Kraft, das Heiligum, das jeden Schritt, jede Bewegung, die ganze Ordnung, alle menschlichen Verhältnisse heiligte — empfand man nicht mehr. Nun, da drehte und wandte sich Perikles. Sich selbst wollte er selbstverständlich nicht eingestehen, daß



Ihre gesetzlichen Befehle so, wissen Sie, fft! . . . Er klopfte den wüsten Duden auf die Schulter und sagte: Jaja, du bist schon ein Kerl, der was versteht . . . Wir haben zu früheren Zeiten auch solche Fragen gelöst . . . Nun, da sah Alfiabades, daß auch Perikles, diese, so zu sagen, allgemein anerkannte Autorität, nichts als Blech redet, daß diese Widersprüche in ihm nichts Lebendiges erwecken, seine Seele nicht rühren und machte eine wegwerfende Handbewegung. Thut mir leid, daß ich dich zu jener Zeit nicht kannte, jetzt werde ich aus Langerweile gehen und die Säulen ausreißen . . .“

7.

Der Erzähler hielt inne. Der Zug verlangsamte seinen Lauf und nahte sich einer Station. Ilja Petrowitsch streckte die Hand aus, nahm seine blaue Mütze mit der Kokarde vom Haken und sagte: Ich gehe zum Büffett . . . Offengestanden, verehrter Pawel Semjonitsch verstehe ich nicht, wozu das alles ist . . . Das ist, verzeihen Sie, nicht einmal eine Philosophie, sondern Gott weiß was. Sie haben angefangen von Budnikow, nun, das laß ich mir gefallen, das ist wenigstens ein bekannter Herr . . . Dann, weiß der Teufel, kam dieser Rogow, ein verkommener Schuft, und nun gar Kenophon, Alfiabades . . . den Hundsen werden die Schwänze abgehauen . . . weiß der Teufel, was geht das alles mich an, dürst' ich Sie fragen? . . . Na, wie Sie wollen . . . Sie müssen mich entschuldigen, aber ich gehe Schnaps trinken. Er setzte die Mütze auf und, indem er sich gegen die Stöße des anhaltenden Zuges sicherte, verließ er den Waggon. Pawel Semjonitsch blieb auf seinem Plaze mit dem Ausdruck einer schmerzvollen Zerstreutheit. Jetzt konnte ich bei dem elektrischen Licht der Stationslampe klar sein Gesicht mit der steilen Stirn und den breit auseinander stehenden Augen sehen: Er saß regungslos. Man sah es ihm an, daß er etwas erwo, einen ihn quälenden Gedanken, den er seinen Zuhörern noch nicht klarlegen konnte. Inzwischen rührte sich auf der oberen Bank ein vierter Reisender, er lag im Dunkel, rauchte zuweilen und bezeugte eine gewisse Aufmerksamkeit für die Erzählung. Jetzt erhob er sich von seinem Plaze, setzte sich neben Pawel Semjonitsch und sagte: Entschuldigen Sie, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, aber ich hörte unwillkürlich Ihre Erzählung und es wäre mir interessant . . . wenn Sie also nichts dagegen haben . . .“

Pawel Semjonitsch blickte den Herrn verlegen an. Das war ein Kulturmensch, sehr accurat gekleidet, mit klugen Augen, die hinter der goldenen Brille, die er jetzt mit beiden Händen zurecht zu rücken suchte, hervorschauten.

„So?“ sagte Pawel Semjonitsch, „Sie haben also zugehört?“

„Ja, ich habe zugehört und mich interessiert sehr die Fortsetzung . . .“

„Das heißt, so zu sagen, die Fabel? Oder . . .“

„Ja, die Fabel und ganz besonders Ihr Gesichtspunkt, der, ich muß es Ihnen gestehen, mir nicht ganz klar ist.“

„So? Vielleicht hab ich es wirklich nicht ganz klar . . . Ich wollte sagen . . . daß eigentlich alles so zusammenhängt . . . und dieser gegenseitige Zusammenhang . . .“

„Eine allgemeine Verantwortung auferlegt?“

Ueber das Gesicht Pawel Semjonitschs ging ein frohes Leuchten.

„Eben. Sie haben's also verstanden . . . Eben eine allgemeine . . . Nicht vor Iwan oder vor Peter . . . alles ist, so zu sagen, durchflochten . . . Der eine wirft gedankenlos eine Orangenschale fort, ein anderer rutscht darauf aus und . . . sieh da . . . bricht sich das Bein.“

Der neue Herr hörte voll ruhiger Aufmerksamkeit zu. Inzwischen betrat Ilja Petrowitsch den Wagen, warf den beiden einen ironischen Blick zu und sagte, die Mütze auf den Haken hängend:

„Nu, da habt Ihr's jetzt. Bitte sehr! Eine Orangenschale!“

„Nein, Ilja Petrowitsch,“ sagte Pawel Semjonitsch ernst — „das hat wirklich keinen Wert . . . da ist, so zu sagen, eine Frage . . .“

„Bei Ihnen ist alles eine Frage, in den einfachsten Dingen . . .“ sagte Ilja Petrowitsch mit dem gutmütigen Lächeln eines Menschen, der eben voll Behagen ein Gläschen Schnaps genehmigt hat. „Und ich werde mich hinlegen. Das macht nichts. Sie stören mich nicht . . . Fahren Sie nur ruhig fort, Pawel Semjonitsch, ich werde so wie so einschlafen.“

„Ja, bitte,“ stimmte der Herr in der goldenen Brille bei.

„Ja, wenn Sie wünschen . . . mit Vergnügen, zumal das alles mir keine Ruhe läßt . . . Wo blieb ich stehen?“

„Sie blieben stehen, half ihm Ilja Petrowitsch nach, bei Alfiabades . . . das ist, so zu sagen, eine antike Geschichte, jetzt kommt das Mittelalter . . .“

Pawel Semjonitsch beachtete die Pointen dieser Tirade nicht und wandte sich zu dem neuen Herrn.

„Ja, sehen Sie, so steht die Sache. Gawrilo heiratete . . . Im Schreibtisch des Herrn Budnikow liegt ein Los mit zwei Strichen . . . Darüber circulieren schlechte Gerüchte und wie immer in übertriebener Weise. Nur Gawrilo weiß nichts davon. Arbeitet wie früher, müht sich ab, trägt, so zu sagen, seine Haut zu Markte. Diese Muskelfinonie ist in voller Bewegung. Die Augen strahlen, wissen Sie, eine Zufriedenheit mit allem und Wohlwollen.“

„Und plötzlich stößt er in so einem Augenblick mit Rogow zusammen. Jener ging am Hofe vorbei, dachte etwas nach und ruft Gawrilo zu sich heran. Nun, natürlich, er, ein gutmütiger Russe . . . Noch vor kurzem hat er ihn gestochen und jetzt hat er schon alles vergessen. Was willst du denn? sagt er. Komm her, ich hab dir was zu sagen, du wirst mir dafür Dank wissen.“

„Offen gestanden, mir war es dabei, als stieße mich etwas. Ich wollte Rogow rufen, da ich fühlte, daß er im Begriff war, etwas Uebles anzurichten, und ihn zurückhalten. Aber das war schon nach dem Alfiabades . . . ich traute meiner Kraft nicht mehr . . . so blieb ich auch am Fenster stehen. Ich sehe, Gawrilo hat den Spaten hingelegt, kommt auf ihn zu und horcht. Zuerst zeigte sich auf seinem Gesicht nur Bewunderung, sogar eher eine gewisse Geringschätzung, dann aber band er mit demselben zweiseitigen Ausdruck sich die Schürze ab, ging zu sich nach Hause, setzte die Mütze auf und kehrte zu Rogow zurück. Dann gingen sie zusammen die Straße entlang und bogen zum Flusse ab . . . Eine Minute darauf trat Helene durch das Thor, blieb am Pförtchen stehen und schaute lange den sich entfernenden Gestalten nach . . . Und in ihren Augen lag, wissen Sie, so eine Trauer und Angst.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Hausball.

Von Wladimir Kirjakow.

„Komm' doch auch am 18. zu uns, Nadja. Wir geben einen Ball. Ich werde 17 Jahre alt, und Papa hat mir versprochen, zur Feier des Tages eine Ball zu veranstalten. Ich sage Dir, es wird schrecklich lustig werden! Ich werde zum erstenmal ein ausgeschnittenes Kleid anziehen.“

„Aber wie könnt Ihr in solch einer kleinen Wohnung einen Ball geben, Olga? Ihr habt doch im ganzen nur fünf Zimmer? Eigentlich nur vier, denn das Kinderzimmer könnt Ihr doch nicht zum Ball benutzen?“

„O, es ist für alles gesorgt! Die Kinder bringt Mama für einige Tage zur Großmutter. Unsere Möbel, mit Ausnahme von Tischen und Stühlen, geben wir auf den Speicher. Das Klavier stellen wir in Papas Kabinett. Ins selbe Zimmer kommt noch der L'hombretisch für die alten Herren. Na, und in den andren vier Zimmern wird getanzt. Ich denke, vier Zimmer sollten doch reichen? Wenn man im Kabinett Klavier spielt, hört man das ganz ausgezeichnet nicht nur in der ganzen Wohnung, sondern sogar bei den Nachbarn.“

„Und wo wird die Damentoilette sein? Ohne Damentoilette geht's doch nicht?“

„Die Damentoilette? In der Küche. Den Samowar wird Anjuta bei den Nachbarn in der Küche aufstellen. Unsere Nachbarn waren so liebenswürdig, uns für diesen Abend ihre Küche mitsamt der Köchin zur Verfügung zu stellen. Wir geben kein warmes Abendbrot. Statt dessen wird den ganzen Abend Thee und Butterbrote gereicht. Das ist viel bequemer und auch sättigender. Die beiden Köchinnen werden den ganzen Abend ohne Aufhören Butterbrote streichen und diese mit Schinken, mit Kaviar, mit Käse usw. belegen. Den Einfall hat Mama gehabt.“

„Aber Ihr müßt doch auch ein Büffett für die Herren aufstellen? Die Herren wollen doch ab und zu ein Gläschen Schnaps oder Bier.“

„Büffett für die Herren? Gewiß! Unten beim Portier. Unser Portier hat ein sehr anständiges Zimmer. Da kann man auch rauchen. Das war Papas Idee, das Herrenbüffett in der Portiersloge einzurichten.“

„Aber Ihr wohnt doch vier Treppen hoch? Wird das den Herren nicht schrecklich unbequem sein, die vier Treppen zum Portier laufen zu müssen, wenn sie einen Schnaps oder ein Glas Bier trinken wollen?“

„Ach, was macht das einem jungen Mann aus, vier Treppen hinunter- und heraufzupringen? Uebrigens Papa meint, es sei sogar ganz gut, wenn es ein bißchen weit zum Büffett ist: wenigstens



wird sich dann keiner von den Herren betrinken. Und wenn sich doch jemand betrinkt, kann er ja auf seinen Fall mehr die vier Treppen in die Höhe kommen. Der Portier setzt ihn dann sofort in eine Droschke und schickt ihn nach Hause. Auf diese Weise sind wir gegen jeden Skandal gesichert. Heutzutage kann man sich auf Hausbällen gar nicht sorgfältig genug vor Standalen in acht nehmen! Denn, verstehest Du, man muß, um genug Tänzer zu haben, Herren einladen, die man nur ganz oberflächlich kennt."

"Ja, richtig! Woher nehmt Ihr so viel Tänzer?"

"Aus Papas Klub. Papa geht doch einmal wöchentlich in den Klub, Karten spielen. Na, jetzt hält er dort nach Tänzern Umschau. Diejenigen Herren, welche tanzen können und ihm außerdem comme il faut scheinen, die ladet er ein."

"Ist das nicht etwas riskant?"

"Ach, es ist doch ganz egal, mit wem man tanzt? Die Hauptsache ist, daß sich niemand betrinkt, und daß kein Skandal entsteht. Weißt Du, auf dem letzten Ball bei Wolobjew hat sich ein Herr so betrunken, daß er alle jungen Damen durchaus küssen wollte! Uebrigens wird Papa bei unbekanntem Herrn mit der Einladung sehr vorsichtig sein. Außerdem kommen noch ein paar Herren hier aus dem Hause. Der Portier hat sie empfohlen. Den! Dir, in unserem Hause giebt es ganze sieben Herren, die tanzen können! Papa erfuhr das vom Portier. Papa wird ihnen also eine Visite machen und sie einladen. Zwei dieser Herren wohnen gerade unter uns. Das ist auch sehr angenehm — weil die Leute, welche unter einem wohnen, immer schredlich empört sind, wenn man die ganze Nacht hindurch über ihren Köpfen tanzt. Jetzt, wenn wir die ganze Familie einladen, wird natürlich niemand beleidigt sein. Und tanzen werden wir! Wir mieten einen Klavierspieler und eine Klavierspielerin, Mann und Frau. Es wird ununterbrochen gespielt und getanzt werden."

"Wird Euer Klavier das auch aushalten?"

"Unser Klavierspieler ist zugleich Stimmer. Er wird Vorratssaiten mitbringen."

"Und wer wird die Tänze kommandieren?"

"Ach, wir haben ganze drei Dirigenten! Da ist zunächst ein junger Rechtsanwält. Er ist auch bei der freiwilligen Feuerwehr. Ein wunderbar lautes Organ, sage ich Dir! Ich hörte mal im Sommer, wie er bei einem Brande kommandierte. Der zweite ist Fähnrich. Er soll auch ausgezeichnet dirigieren, so daß selbst die ungeschicktesten Herren alle Touren richtig ausführen. Schließlich haben wir noch einen Dirigenten in der Reserve. Er ist zwar ein bißchen lahm, aber das hat nichts zu sagen: er braucht ja nicht selbst zu tanzen, sondern nur zu kommandieren. Der Rechtsanwält hat eine ganz neue Tour für den Kotillon ausgedacht, die jetzt sehr beliebt sein soll. Die Tour heißt "Lotterie des demoiselles"."

"Und worin besteht sie?"

"Die Damen werden unter den Herren verlost: wer eine Dame gewinnt, muß sie später nach Hause begleiten. Das ist sehr bequem, weil die Herren sich häufig drücken wollen, wenn man ihnen zumutet, eine Dame nach Hause zu begleiten, welche weit ab wohnt. Jetzt dürfen sie nicht böse sein, weil es doch eine Lotterie . . . lediglich Glückssache."

"Und wenn die Herren auf diese Lotterie nicht eingehen?"

"Na, sie werden doch nicht solche Flegel sein? Und außerdem wird es in dieser Lotterie noch einen Extrageinn geben: Papa opfert für die Verlosung zehn Rubel. Das wird die Herren schon locken. Kurz: Papa hat keine Ausgabe gescheut, und unser Ball wird einfach entzückend werden! Sogar in die Zeitung wird er kommen!"

"Kann? Wie denn das? Kennt Ihr irgend einen Redakteur?"

"Nein, aber Papa wird in eine Redaktion gehen und bitten, man möchte einen nicht besonders teuren Ballreporter schicken. Er braucht ja nur für eine Minute zu kommen, nur um die Namen der Herren und die Toiletten der Damen zu notieren. Solch ein Spaß kann doch nicht besonders teuer sein? Jedenfalls nicht teurer als zehn, fünfzehn Rubel. Das ist meiner Meinung nach eine sehr anständige Bezahlung für eine Visite. Als mein kleiner Bruder Grisha Diphtheritis hatte, und wir einen Arzt — ich erinnere mich nicht mehr, wen? — kommen ließen, gab ihm Papa auch fünfzehn Rubel für die Visite. Soll man einen Ballreporter für einen Besuch etwa mehr bezahlen als einem Arzt? Zu unserem Ball wird auch ein junger, aber sehr talentvoller Arzt kommen, der die jungen Damen ins Bewußtsein zurückrufen wird, wenn sie vom Tanz oder vom zu festen Schnüren ohnmächtig werden sollten. Er hat sich erboten, das ganz umsonst zu thun. Ich sage Dir, unser Ball wird einfach entzückend werden! Entzückend!"

## Kleines feuilleton.

Cassel, 25. September 1903.

bt. Die 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ging heute zu Ende. Das schöne Wetter und wohl auch die Verhandlungen lockten noch Hunderte herbei, so daß die Zahl der Teilnehmer beständig wuchs, von etwa 1800 am Montag auf über 2000, 1484 männliche, 555 weibliche Teilnehmer. Der feierliche Charakter, den alle beratigen Kongresse haben, trat diesmal nicht so aufdringlich in die Erscheinung, wie vor einem Jahre in Karlsbad und vor zwei

Jahren in Hamburg; nach Cassel kam wohl kein einziger, der nicht an irgend welchen Verhandlungen, die ja in 80 Abteilungen stattfanden — neben den allgemeineren Sitzungen —, teilnahm. Auch diese boten mannigfache Anregung, am meisten wohl die letzte Versammlung, die heute stattfand. Hier hörten wir einen der herborragendsten Chemiker, den bekannten Entdecker des Argons und anderer in der Luft enthaltener Gase, Herrn Ramsay aus London — entsprechend dem internationalen Charakter der Wissenschaft kommen auf der Naturforscher-Versammlung, wenn sie auch eine deutsche ist, glücklicherweise auch Ausländer zu Worte; Ramsay wurde sogar, wie vor vier Jahren Ranfen auf der Versammlung in München, mit besonderer Freude begrüßt. Wir hörten von Ramsay eine der festgegründetsten Grundlagen der modernen Chemie, den Satz von der Erhaltung der Materie, in Zweifel ziehen. Noch liegt zwar keine einzige Thatsache vor, die einwandfrei zu einem solchen Schluß zwingt, daß Materie verschwindet oder plötzlich entsteht; aber die Möglichkeit wird von den Chemikern bereits ins Auge gefaßt. Falls sie sich bestätigen sollte, so müßte sie umgestaltend auf unsere gesamten Anschauungen von den Zusammenhängen in der Natur wirken.

Auch auf einem andren Gebiete, das stets als das festgefügte galt, dem der Mechanik, sind unsere Vorstellungen, wie gestern in der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe festgestellt wurde, ins Fließen geraten. Die Einwirkungen, welche erdweisermaßen der Lichtäther auf die wägbaren Körper ausübt, zwingen uns gebieterisch zu Annahmen, die sich mit überkommenen Vorstellungen nicht mehr vertrugen.

Auch die medizinischen Teilnehmer empfingen heute wohl reiche Anregung. Einer der bedeutendsten Aerzte, der Erfinder des Diphtherie-Heilserums, Prof. v. Ve r i n g, der in der Beurteilung der Tuberkulose bekanntlich Hochs Anschauungen entgegenbrachte, legte seinen Standpunkt dar und äußerte sich über die Resultate seiner Untersuchungen, von denen er hofft, daß in nicht zu fernem Zeit die Tuberkulose-Schutzimpfung der Schutzpockenimpfung würdig zur Seite treten wird.

Bedeutung sind die Verhandlungen ferner durch die Stellungnahme zum Unterrichts. Die Versammlung von Naturforschern und Aerzten sollte wohl die berufenste sein, ihre Stimme zu allen Fragen des öffentlichen Unterrichts ertönen zu lassen, die Aerzte bezüglich der hygienischen Forderungen, die Naturforscher bezüglich des Unterrichtsstoffes, Fragen, die sich übrigens vielfach berühren. Wie arg die hygienischen Mißstände sind, legte in der heutigen allgemeinen Versammlung Prof. G r i e s b a c h - Mühlhausen i. E. dar. Aus Fragebogen, die er im Auftrag des Allgemeinen deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, dessen Vorsitzender er ist, verfaßt hat, und aus eigenen Erfahrungen brachte er ein reiches Material bei; so haben 11,5 Prozent der Klassen in Volksschulen nicht genügendes Tageslicht, in zahlreichen Fällen ist die Heizung ungenügend, bis zu 20 Prozent der Klassen in den Volksschulen haben schlechte Fußböden, aus denen Splitter in die Fußbekleidung und in die Füße dringen; ebenso ist die Reinigung oft eine recht ungenügende. Zu den hygienisch schädlichen Klamen gesellt sich die mangelhafte ärztliche Ueberwachung der Kinder — in 65 Prozent der Schulen ist kein Schularzt angestellt, in 40 Prozent aller Schulen ist überhaupt noch niemals ein Arzt gekommen — und weiter namentlich in den höheren Schulen die Ueberbürdung. Für Herabsetzung der Anforderungen in allen Fächern trat der Vortragende mit Entschiedenheit ein, in erster Linie allerdings bei den alten Sprachen. Auf ein Gebiet, auf dem sich sehr gut Platz schaffen läßt, wollte er nicht näher eingehen, nämlich den Religionsunterricht. Er begnügte sich mit dem Hinweis auf den Gelwissensflirt, in welchen manche Schüler geraten, wenn man ihnen gleichzeitig voraussetzungslose Naturwissenschaft und religiösen Positivismus vorsetzt; doch nahm er keine entschiedene Stellung, — hatte er doch vorher betont, daß der Verein für Schulgesundheitspflege, als dessen Vertreter er sich auch hier fühle, niemals etwas gegen die Regierung unternehmen werde. Eine Konsequenz davon ist natürlich die widerspruchsvolle Haltung zum Religionsunterricht.

Würde in diesem Vortrag die ärztliche Seite der Schulfrage in den Vordergrund gestellt, so wurde das Unterrichtsziel heute früh vor der Versammlung in einer überaus zahlreich besuchten Geschäfts-sitzung behandelt.

Auf der Versammlung, die vor zwei Jahren in Hamburg stattfand, trat ein Komitee zusammen, das die Einführung des biologischen Unterrichts in den höheren Schulen anstrebt. In der Diskussion fand dies Streben zwar allseitige Billigung, doch war man sich klar, daß die Sache einer viel gründlicheren Erörterung bedürfte; deshalb wurden die vorgelegten Thesen zwar angenommen, doch mit dem Vorbehalt, die gesamte Frage des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts bei nächster Gelegenheit zum Gegenstande einer eingehenden Verhandlung zu machen. Diese Gelegenheit ist die nächstjährige Versammlung in B r e s l a u; es ist zu wünschen, daß dabei auch der notwendige Zusammenhang, der zwischen Volks- und höherer Schule hergestellt werden muß, nicht übersehen wird. Die Hebung der Volksschule bedeutet — abgesehen von allen andren Gründen — auch zugleich Entlastung der höheren, und darf in dem Rahmen dieser Verhandlungen nicht außer Betracht bleiben. —

en. Nutzen und Schaden des Delphins. Die Schicksale der Sardinenfischerei haben während der letzten Jahre einen neuen Beweis dafür geliefert, wie wenig im großen und ganzen der Mensch doch das Tierleben zu beurteilen versteht. Als vor zwei



Jahren die Sardinienschwärme an der Küste der Bretagne plötzlich ausblieben, und dadurch die dortige Bevölkerung in die größte Not gebracht wurde, da wurden die Delfine als Uebelthäter verlagert. Sie sollten in großen Massen an diese Gestade gezogen sein und die Sardinen vertrieben haben. Ähnliches war schon vor zehn Jahren passiert, und damals hatte der Marineminister sich veranlaßt gesehen, den bedrängten Bewohnern der Bretagne auf besondere Art zu Hilfe zu kommen. Eine eigens dazu erfundene Maschine wurde gegen die Delfine mobil gemacht und außerdem ein hoher Preis auf den Kopf jedes gefangenen oder getöteten Tieres gesetzt. Mehrere Feuerwerkereien in Toulon stellten Sprengstoffe für die Delfinjagd her, und schließlich wurde sogar ein Delfinboot gegen sie ausgesandt. Wenn ein Netz zum Sardinenfang ins Meer gesenkt war, so wurden daran einige Torpedos befestigt, die vom Torpedoboot aus zur Entladung gebracht werden konnten. War an bestimmten Anzeichen, die von den Sardinenfischern angeblich genau erkannt werden, wahrzunehmen, daß sich ein Delfin an das Netz herangelangt hatte, so ließ man die Torpedos explodieren, um das gefährliche Walfisch zu vernichten. Auf einen unglücklicheren Einfall konnte man wohl nicht kommen, denn eigentlich sollte man sich vor dem ersten Versuch sagen lassen, daß durch die explodierenden Torpedos vielleicht die Delfine, sicher aber die Sardinen verstreut wurden, und so ist es denn wohl eher als ein Wunder zu betrachten, daß diese geschätzten Fische die Küsten, an denen sie einmal eine solche Behandlung erfahren hatten, überhaupt noch von neuem aufsuchten. Wahrscheinlich aber beruhete die Anklage gegen den Delfin auf einem Irrtum, wenigstens sind die Fischer an den Ufern der Bai von Biscaya der entgegengesetzten Ansicht, daß der Delfin sie beim Sardinenfang vielmehr unterstützt. Man sucht dort das Netz immer dann herabzulassen, wenn ein Delfin in der Nähe ist, weil dieser die Sardinen ins Netz jagt. Die Delfine schwimmen nämlich für gewöhnlich in tieferem Wasser als die Sardinen. Ist nun der Raubfisch in der Nähe, so mögen die Fischlein nicht untertauchen und geraten so leichter ins Netz. Außerdem aber hätten die Bewohner der Bretagne aus der Not eine Tugend machen und statt auf die Sardinen auf die Delfine Jagd veranstalten sollen, aber nicht bloß, um sie zu vernichten und zu vertreiben, sondern um sie auszunutzen. In einem Delfin ist nämlich eigentlich alles verwertbar: sein Fleisch, seine Haut und sein Fett. Nach der Versicherung von Sachverständigen ist ein Delfinfleisch eine durchaus schmackhafte Speise. Was die Haut und das Fett betrifft, so wird beides bereits vielfach verwertet. In der nördlichen Küste Kleinasiens wird der Fang von Delfinen im großen betrieben, und aus dem Haken Trapezunt werden jährlich erhebliche Mengen von Häuten und namentlich von Del der getöbten Meer-Säugetiere ausgeführt, die nach Triest, Marseille und London gehen. Delfinhaut in geeigneterm Zustande giebt ein vollkommen undurchlässiges Leder von vorzüglicher Zähigkeit. Was das Fleisch anbelangt, so werden in Amerika angeblich nicht unbedeutliche Vorräte von Delfinfleisch als Konserven verpackt und unter falscher Benennung in den Handel gebracht. Früher hießen sie Kalifornialachs, und da diese Bezeichnung in Mißkredit gekommen ist, neuerdings Alaska-Lachs. —

**Theater.**

Berliner Theater. „Kater Lampe“. Komödie in 4 Akten von Emil Kosenow. — Kater Lampe ist nicht der Spitzname einer der Komödiefiguren, sondern ein wirklicher Kater, der, wie es vielen Mitgliedern des Kabalgeschlechts gehen soll, als Hafensbraten verpeißt wird. Kein wider Hotelier mit goldener Uhrkette, wie in den „Fliegenden Blättern“, läßt hier das vielleicht ganz zu Unrecht verschrieene Gericht servieren; es ist ein armer Gemeinbediener, ein notgedrungen Vegetarier, der, um sich und seiner Frau ein ganz besonderes Sonntagsfest zu bereiten, den Titelhelden vom Leben zum Tode befördert. Und dabei vergreift er sich noch an fremdem Eigentum. Der Kater gehörte ihm nicht, er sollte das Tier, das schlimme Streiche verübt hat und darum arretiert ward, von Rechts wegen als Organ der Obrigkeit überwachen. Erst nach schweren Gewissenskämpfen wird die That vollbracht. Das Thema wäre ein trefflicher Stoff für eine knappe satirische Erzählung nach Simplicissimusart. Bei der dramatischen Zurichtung zu einem Abend füllenden Stück ist aber soviel triviales Pöbseiwasser zugegossen, daß man von der Essenz im Nachgeschmack kaum mehr etwas herausspürt. Nur im Aeußeren und in der Tendenz, leider aber gar nicht in seinem inneren Wesen, ruft das Lustspiel die Erinnerung an Hauptmanns berühmte Diebstahlskomödie „Wiberspelz“ wach. In den naturalistischen Szenen giebt es gar manchen Volanton, man hat den Eindruck, daß der Autor, einer unserer jüngsten Abgeordneten aus Sachsen, Land und Leute aus dem Erzgebirge ganz gewiß aus eigener Anschauung kennt, aber es fehlt, nach meiner Empfindung, an eindrucksvoller Phantasiekraft, die das einzeln Beobachtete umschmilzt und in den lebendigen Fluß der Szenenentwicklung verwandelt.

Besagter Kater, von seinem Herrn, einem budligen, gutmütigen Drechslergesellen, zärtlich geliebt, bringt die Honoratioren des Dorchens in leidenschaftliche Aufregung. Er hat die Freiheit, in das Haus des größten Spielwarenverlegers einzubrechen und dort auf kostbaren Stücken unverwundliche Spuren seines Wohlbefindens zu hinterlassen. Das getränkte Ehepaar stürzt zum Gemeindevorstand Ermischer, dem reichsten und dümmsten Bauern des Bezirks,

um ihn gegen solch groben Unfug scharf zu machen. Sie verlangen Schadenersatz durch den Gesellen oder Unschädlichmachung der freewilligen Kreatur. Im nächsten Akte ist man Augenzeuge der Exekution. Der Vorstand, von dem schmalen, eingeschüchternen Gemeinbediener begleitet, erscheint bei dem Drechsler, wo der Geselle mit dem Tiere haust. Dieser erweist sich als ein unerschrockener Kämpfer um sein Recht, der Meister und seine Familie nehmen für ihn Partei. Schließlich nimmt die hohe Behörde die Stiege zur Bodenkammer hinauf, um Murr zu pflanzen, muß aber nach kurzem Kampfe wundenbedeckt die Flucht ergreifen. Die zweite Akade, von dem Gemeinbediener ausgeführt, ist von Erfolg gekrönt. Unter dem stürmischen Jubel der auf der Straße angesammelten Bevölkerung wird ein wenig ehrenvoller Rückmarsch angetreten. Der folgende Aufzug — er spielt in der elenden Freiwohnung des Gemeinbedieners — bringt die Darstellung der Katastrophe. Der Gemeindevorsteher weigert sich hartnäckig, dem Manne die Pensionskosten für die Verpflegung des Gefangenen zu bezahlen. Das Weib, gottlosen Sinnes und dreist verlogen wie Mutter Wolfen, wird zur Verführerin: So solle man sich an dem Fleisch des Katers wenigstens schadlos halten! Aber es ist kein Segen bei der That. Um den Gendarm, der gerade, wie der Braten in der Pfanne schmort, vorspricht und schnell Verdacht der Dieberei schöpft, zu besänftigen, läßt man ihn zu Tisch, worauf er gern bereit ist, das Märchen von dem auf dem Felde gefundenen Hasen zu glauben. Und während die Wirte hungrig dabei stehen, verschwindet das Objekt im Magen unwillkommener Gäste, des Gendarmen und eines total betrunkenen Landbriesfrägers. Indes die Sonne bringt es an den Tag — im letzten Akte, wo alles Volk im Wirtshaus versammelt ist. Die Stimmung weist steigende Tendenz auf, da der Spielwarenverleger, der in den Gemeinderat gewählt sein will, seinen Wählern eine Lage nach der andern spendiert. Ja kommt, beschwipst, mit Handschuh, Regenschirm und Cylinder, der Drechslergeselle als Hans im Glück angetrollt. Er hat inzwischen bare zwanzig Thaler geerbt und feiert seinen Aufstieg in den „Mittelstand“. Auf's Geld kommt's nun nicht mehr an, er will Schadenersatz zahlen, aber dafür soll auch der Kater sofort zu ihm zurück. Verstärkung und Geständnis des Gemeinbedieners! Doch die Volksstimme schlägt unter großer Heiterkeit zu Gunsten des Besenners um, als er die Namen derer, die unbewußt den Nutzen seiner That genossen, nennt; der Geselle erhält seine Bagen zurück und feuszend muß der Gemeindevorstand aus seiner Tasche die Verpflegungskosten für den Gestorbenen zahlen.

Das alles in vier Akten! In der breitalendenden Schilderung verloren die satirischen Spizen an Wirlung. Trotzdem — das Stück gefiel offensichtlich. Die Aufführung war sorgsam vorbereitet. Es wurde viel gelacht bei den burlesken Szenen, viel geflucht und der Verfasser konnte mehrmals erscheinen. — dt.

**Humoristisches.**

— Mißverstanden. „Aber Huberbauer, wer wird denn wegen dem bisl Bauchweh gleich solche Angst haben! . . . Sie sind ja ein fürchtbarer Pessimist!“

„No, no, Herr Dotta, nur net glei' grob wer'n!“ —

— Der Emporkömmling. Schnorrer (sentimental): „Herr Kommerzienrat, Sie waren mal mei' bester Freund!“

Bankier (würdevoll): „Hier haben Sie einen Thaler — suchen Sie mich zu vergessen!“ —

— In der Hitze des Gefechtes. „Aber Hiasl, warum is denn Dei' Gesicht gar so verscholl'n?“

„Woah' is'?! Vielleicht hat mir gestern bei der Kirchweih Daner a' Watsch'n geb'n!“ — („Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Unter der Redaktion Richard Strauß' beginnt demnächst der Verlag von Julius Bard in Berlin ein neues, groß angelegtes Unternehmen „Die Musik“. Es handelt sich um eine in regelmäßiger Folge erscheinende Sammlung von musikästhetischen und musikbiographischen Monographien. —

— Willöders Operette „Apajune“ fand im Wiener Karl-Theater starken Beifall; das Stück war in Wien seit 25 Jahren nicht aufgeführt worden. —

— „Liebeswogen“, eine gesprochene Oper von Theodor Gerlach, ist vom Bremer Stadt-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Hans Bfigner hat Kopisch's Ballade „Die Heizenmännchen“ für eine Bassstimme mit großem Orchester in Musik gesetzt. —

— Leo Blech's neue Oper „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ erlebt anfangs Oktober in Dresden die Erstaufführung. —

— Eine Paul Hidel-Ausstellung wird heute im Künstlerhause eröffnet. —